

mit mißgünstigem Auge, wie manche Buchhändler sich Vermögen erwerben, sich, wie die Schriftsteller meinten, von dem Ertrage fremder Arbeit Reichthümer sammelten, während diejenigen, welche ihnen für geringen Lohn durch ihre geistige Arbeit hatten dienstbar sein müssen, darben mußten. Denen, die sich so übervothelt glaubten, lief dabei freilich insofern eine falsche Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse unter, als sie einestheils übersahen, daß nicht alle ihre Geistesproducte auch lukrative Artikel für die Verleger waren, daß vielmehr manches mit Aufwand großer Kosten hergestellte Buch wenig einbrachte und durch den Gewinn an gangbareren übertragen werden mußte, andertheils aber, wie das so häufig geschieht, nur die verhältnißmäßig geringe Anzahl solcher Verleger berücksichtigten, welche in ihren Geschäften Glück gehabt hatten, die viel größere Menge solcher Firmen aber, welche sich nur kümmerlich erhielten oder auch ganz zu Grunde gingen, gar nicht in Betracht zogen. Ihrer Ansicht nach war eben der Buchhandel ein ganz einfaches Geschäft, dem der Reichthum fast ohne sein Zutun in den Schoß fiel.*

Glaubt man nicht im Vorstehenden den Grundgedanken der Bücherschen Schrift zu lesen? — Ich möchte vorerst noch weiter bei dem Meyerschen Aufsatz verweilen. Der Verfasser führt dann weiter aus, daß die Bitterkeit und Verhezung schließlich soweit ging, daß eine Schrift erschien unter dem Titel:

Weitere Ausführung die Buchhandlungen und Druckereyn in Königl. Preuß. Staaten betreffend. Selbst-Verlag, und nicht in Leipzig wie die Buchhändler thun, sondern in Berlin gedruckt 1781*.

welche arge Schmähungen gegen den Buchhandel enthielt.

„Ein Buchhändler“, so heißt es da, „ist ein Mensch, der in seiner Jugend dazu angewiesen worden, um Exemplare zu verkaufen. Es giebt darunter einige einsichtsvolle und verständige Leute; sie können aber gegen die übrige Anzahl nicht in Rechnung kommen. Zur Zeit seiner Lehrjahre und Dienerschaft lernte er die Titel von Büchern kennen, übt sich zum Überfluß ein wenig im Buchhalten, und genießt übrigens ein ziemlich gewöhnliches Leben. — Zu seinem Stabliement ist nichts nöthig als daß er nach dem Schlandrian gelernt hat. Geld braucht er dazu nicht einmal. Denn auf den Büchern ist so viel Gewinn, daß die übrigen Buchhändler ihm gerne so viel Bücher als er verlangt auf Credit geben, und noch dazu 33 $\frac{1}{2}$ % Rabatt bewilligen. So bald er sich demnach etablirt hat, sehet er im Laden, fängt an sich zu mästen, und erwartet was für ansehnliche Autoren ihm die Honneurs machen. Je mehr sein Bauch zunimmt, desto stolzer wird er, und desto weniger bezahlet er. Er hat auch nicht nöthig gefällig zu seyn; denn er hat seine Existenz den Leipziger Buchhändlern und der Contribution zu verdanken, worinn er Autores und das ganze Publikum seht. Oft nicht genug daß der Schriftsteller um die bloße leidige Ehre und um einen Tagelohn gearbeitet hat. Er läßt ihm zu halben Jahren mit dem lumpigen Honorar warten, oder giebt ihm alte verlegene Bücher dafür, worauf ebenfalls 33 $\frac{1}{2}$ % Prozent Rabatt hastet. — Man sieht, daß zu einem Buchhändler noch weniger Kunst erfordert wird, als zu einem Menschen, der mit Apfel oder Birnen handelt.“

Ich betone nochmals, daß ich nicht Bücher zitiere, sondern eine Schrift, die 1781 erschienen und 1879 in einem Aufsatz von Meyer erwähnt ist; aber die beiden Schriften haben eine unheimliche Ähnlichkeit miteinander; sie sind beide des gleichen Geistes Kinder, und ich glaube fast, daß beide dem gleichen Schicksal der Vergessenheit anheim fallen werden.

Man wollte frei sein von den Fesseln des Buchhandels — um 1770 — wie auch jetzt —; man wollte die Früchte der Arbeit ungeschmälert genießen und direkt seine Geisteskinder an den Mann bringen. Die Zeit von 1767 bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts hat eine ganze Reihe derartiger Versuche gezeigt; man hat den Buchhandel geschmäht, verdächtigt, ihn zu schädigen versucht, und schließlich sind alle diese Unternehmungen der Gelehrten und Schriftsteller, die viel Unfrieden gestiftet haben,

Honorarsatz von 12—16 guten Groschen pro Bogen üblich und eine Anzahl Freieemplare; für den Betrag des Honorars wurden häufig Bücher geliefert. Allerdings gab es auch Autoren, die bedeutend höhere Honorare erhielten. Die Bezahlungen schwankten zwischen 1 bis 3 Thaler pro Bogen; später, gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Honorare ganz erheblich höher; von den Honoraren der großen Dichter will ich hier nicht reden; einige Modeschriftsteller erhielten recht hohe Honorare, und auch einige wissenschaftliche Autoren erhielten 11 Fl. pro Bogen; der Verleger hat allerdings ein schlechtes Geschäft mit dem betreffenden Werk gemacht.

(Diese Angaben, wie die folgenden sind dem Aufsatz von Meyer entnommen, der die Original-Verlagsverträge mittheilt.)

eingegangen; der deutsche Buchhandel dagegen hat sich zu immer schönerer Blüte und größerem Ansehen emporgearbeitet; Männer, wie Cotta, Reich, Göschen, Reimer, Brockhaus Mohr, Dunder, Hirzel, vor allem F. A. Perthes, um nur einige Namen zu nennen, haben zu seinen Angehörigen gezählt. Deren Namen bleiben unvergessen, sie haben sich in der deutschen Geistesgeschichte einen Ehrenplatz errungen, der ihnen bleibt, wenn man die Namen mancher Gelehrten vielleicht nicht mehr nennen wird.

Man griff also zum Mittel des Selbstverlags, besorgte selbst den Druck der Bücher und suchte durch Subskribentensammeln die Kosten gedeckt zu bekommen und ein Honorar zu erübrigen. War der Autor bekannt und hatte er einen großen Freundeskreis, der für ihn wirken konnte, so war das Geschäft vielleicht ganz einträglich; sehr häufig brachte es aber den Autor in die schlimmsten Bedrängnisse. Übrigens ist der Selbstverlag nicht immer der Ausdruck der Befreiung vom Buchhandel; vielfach auch fanden, besonders Anfänger, für ihre Geistesproducte keinen Verleger, der das Risiko übernehmen wollte. So war es bei Goethes Götz und Schillers Räuber der Fall. Der Selbstverlag war im großen und ganzen für den Autor ein Mißerfolg, der Vertrieb, die Versendung der Exemplare, das Einziehen der Gelder machte sehr viel Schwierigkeiten, schuf großen Ärger und Verdruß, und so kam es, daß man bald hierin ein Haar fand und davon Abstand nahm.

Man versuchte nun, Gleichgesinnte zu einer Gesellschaft zu vereinigen, einen genossenschaftlichen Geschäftsbetrieb einzurichten und so das gesteckte Ziel zu erreichen. Es finden sich verschiedene derartige Versuche, auf die ich weiter unten zurückkomme.

Zu den ersten Unternehmungen solcher Schriftstellergenossenschaften gehört die „Gleim-Bachmannsche typographische Gesellschaft“, über die Buchner*) nähere Mitteilung macht und die „Buchhandlung der Gelehrten“ von Bode und Lessing. Die Gründung dieser beiden Versuche fallen ins Jahr 1767. Das Gleimsche Unternehmen hatte nur kurzen Bestand und bewegte sich, soviel darüber bekannt, in ziemlich bescheidenen Grenzen. Als Geschäftsführer wird der Buchhändler Homburg erwähnt, allem Anschein nach der spätere Berliner Nachdrucker. Die Mittel, die zur Verfügung standen, waren nicht erheblich, und da die Unternehmer auf fremde Drucker angewiesen waren und es ihnen wohl auch an Geschäftskennntnis fehlte, sie mit den Unternehmungen schlechte Geschäfte machten und keinen Anklang fanden, so hatte es mit dieser Gründung bald ein Ende. Gleim machte Bachmann Vorwürfe, nicht genug Eifer gezeigt zu haben, um die Werke hervorragender Schriftsteller zu erwerben, und Bachmann klagte, daß durch Gleims Empfehlung zu viel Mittelmäßiges gedruckt und die Gesellschaft dadurch in Mißcredit gebracht worden sei. Vor allem machte sich aber die Konkurrenz der Hamburger Gelehrtenbuchhandlung geltend, und diese Konkurrenz wird wohl vor allem den Ruin des Magdeburger Unternehmens herbeigeführt haben. Zeitweise haben Verhandlungen stattgefunden, beide Unternehmungen zu vereinigen; Bode weilte zu diesem Zweck in Magdeburg; Bachmann macht interessante Mitteilungen darüber in seinen Briefen an Gleim vom 14. Februar 1768:

„Wir haben Vieles von unserem beiderseitigen Stabliement gesprochen, Bode, der eine größere Summe als wir dazu ausgekehrt hat, indem er bereits eine eigene Druckerei sich angeschafft, findet dennoch Schwierigkeiten, welche ihn, eine Vereinigung mit uns zu suchen, bewogen haben. Diese Vereinigung kann von zweierlei Art sein. Entweder jedwedes Stabliement bleibt vor sich, und man vereinigt sich nur in so weit, daß einer des andern Verlag abzusehen sich bemüht und man in Ansehung der Schriftsteller sich nicht einander im Wege steht. Oder die ganze Unternehmung würde gemeinschaftlich, so daß ein jeder nach Proportion seines Antheils (welcher am besten sich durch Actien bestimmen läßt) dazu beitragen und bei jedesmaliger Berechnung den Ausfall gewärtigen müßten. — Ein gewisser Dr. Pauli, der in Hamburg vor sich allein eine typographische Gesellschaft hat, hat sich schon erklärt, daß er bereit sei, beizutreten. Bode schlägt den allgemeinen Namen einer niederländischen typographischen Gesellschaft vor, um sich von der schweizerischen zu unterscheiden. Jedwedes Mitglied ist verbunden, das Werk, welches er herauszugeben willens ist, der Gesellschaft anzutragen; wird es durch Mehrheit der Stimmen verworfen und er besteht dennoch auf die Herausgabe, so nimmt es die Gesellschaft in Commission gegen eine billige Provision, besorgt den Absatz, so gut als von den übrigen Artikeln und berechnet am Ende den Ausfall. Lessings Dramaturgie ist das einzige, was Bode bis dahin gedruckt hat, und er ist erbötig, uns daran sowohl theilnehmen zu lassen, als an dem Journal, welches er mit Lessing und Klopstock entworfen, worin Hermann und Ugolino eingerückt werden sollen, und wozu er bereits

*) Buchner, R., Beiträge z. Gesch. d. dtsh. Buchhandels. 1.: Geschichte des Selbstverlags der Schriftsteller. Gießen 1874.